Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 242. **Mittwoch** den 13. Mai 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 13. Mai.

Der **Reichstag** macht bei der zweiten Berathung der **Zuckersteuervorlage** rasche Arbeit. Er hat in zwei Sitzungen die vier grundlegenden Puncte erledigt und zwar trotz vier zeitraubender namentlicher Abstimmungen. Im Wesentlichen ist das in der Commission vereinbarte Compromiß eingehalten worden: das Contingent von 17 Mill. Doppelcentnern, Prämien von 2 ℳ 50 ₰ und Erhöhung der Verbrauchsabgabe von 18 auf 21 ℳ. Nur mit der Wiederherstellung der gestaffelten Betriebssteuer ist von dem Abkommen abgewichen worden; die gestern erfolgte Ablehnung einer Zuschlagsabgabe für Melasseentzuckerungs-Anstalten trifft eine nebensächliche Bestimmung, die in der Commission mit geringer Mehrheit beschlossen worden war. Die Betriebssteuer wird nunmehr den Angelpunct der dritten Berathung bilden. Das Centrum hat sie durchgesetzt, weil sie die kleineren Zuckerfabriken vor den großen begünstigt. Ob dieser Grund durchaus stichhaltig ist, steht dahin. Man will den schwächeren wirthschaftlichen Existenzen einen Vortheil zuwenden, die mittleren Fabriken sind aber oft im Besitze eines oder weniger Gutsituirter, während an den großen Fabriken nicht selten eine große Anzahl kleiner landwirthschaftlicher Producenten betheiligt ist. Immerhin fällt dieser Punct nicht so schwer ins Gewicht, daß man zu befürchten brauchte, die Conservativen würden von der Ablehnung der Betriebssteuer ihre Zustimmung zum ganzen Gesetz abhängig machen. Sie würden damit mit aller Sicherheit ein Gesetz zum Scheitern bringen, von dem die „Kreuzztg." gestern noch gerühmt hat, daß es den wohlwollendsten Intentionen für die Landwirthschaft entspringe, und das in der That, trotz der augenblicklichen, durch den Aufstand in Cuba bedingten auskömmlichen Preise, eine Voraussetzung für die Rentabilität des deutschen Rübenbaues bildet. Daß das Reich bei dem Plenarbeschluß finanziell besser fährt, als es ohne die Betriebssteuer ausgekommen wäre, ist eine Nebenwirkung, mit der die Conservativen sich wohl abfinden können.

Es wird nun doch noch **der Versuch gemacht werden, die Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuches** vor der Vertagung **des Reichstages** zu Ende zu bringen. Die Absicht, eine Frühherbsttagung eintreten zu lassen, ist aufgegeben worden, und die verbündeten Regierungen bestehen mit Entschiedenheit darauf, daß das Gesetzbuch nach Pfingsten zu Ende berathen wird. Officiell wird diesem Verlangen vom Reichstag kein Widerstand entgegengesetzt, eine andere Frage ist es, ob die Abgeordneten ausdauern werden. Angesichts des Interesses, das die nationalliberale Partei für das Zustandekommen des Bürgerlichen Gesetzbuches von jeher bethätigt hat, braucht nicht erst versichert zu werden, daß ihre Reichstagsfraction dies Vorhaben der Regierungen nach besten Kräften fördern wird. Nach der „Köln. Ztg." wird auch von einzelnen Stellen im Reichstage und namentlich in der Commission für das Bürgerliche Gesetzbuch der Wunsch laut, die Tagung des preußischen Landtags bis nach Pfingsten zu verlängern, „um die Mitglieder des Reichstags und der Gesetzbuchs-Commission, die gleichzeitig Mitglieder des Landtags sind (ungefähr 30 Mitglieder) mit mehr Sicherheit an Berlin zu fesseln". Dazu bemerkt freilich die „Nat.-Lib. Corresp.":

„Wir gestehen, diesem Gedankengang nicht folgen zu können. Die Inhaber eines doppelten Mandats, die arbeiten und namentlich am Bürgerlichen Gesetzbuch mitarbeiten wollen, werden froh sein, nicht auch noch von Plenarsitzungen des Abgeordnetenhauses — solche des Reichstags sind ja nach den getroffenen Dispositionen unvermeidlich — abgezogen zu werden. Die „einzelnen Stellen" des Reichstags, die die Häufung der Geschäfte wünschen, bewegen sich in der „verkehrten Welt". Früher hat man sich den Kopf zerbrochen, wie man es anzufassen habe, damit das hemmende Nebeneinandertagen von Reichstag und Landtag vermieden werde. Wenn es davon allmählich still geworden ist, so ist der Grund nicht, weil die Unzuträglichkeiten nicht mehr als solche erkannt werden, sondern weil man nicht mehr hofft, ein Mittel zur Abhilfe zu finden. Und jetzt soll auf einmal die obliegende Arbeit am Dorthofplatze der am Brandenburger Thore förderlich sein! In Wirklichkeit empfinden die Seitigen Abgeordneten die Nothwendigkeit, ihre parlamentarische Thätigkeit zu zweitheilen, nicht weniger störend als ehedem. Von den — Anderen wird man doch nicht glauben, daß es ihnen größere Selbstüberwindung kostet, zwei Parlamente als eins zu „schwängen"? Die Wünsche, von denen die „Köln. Ztg." spricht, sind wirklich ganz unverständlich. Für uns wenigstens."

Wir empfehlen aber der „Nat.-Lib. Corresp.", sich einmal den Art. 85 der preußischen Verfassung („Die Mitglieder der zweiten Kammer erhalten aus der Staatscasse Reisekosten und Diäten ꝛc.") anzusehen. Vielleicht kommt ihr dabei das annoch mangelnde Verständniß.

Der „Reichsbote" fährt in seinen Verwahrungen gegen das **kaiserliche Telegramm** an den Geheimrath Hinzpeter fort, und es ist unverkennbar, daß das Blatt mit diesem Beginnen viel mehr Eindruck macht, als durch seine Campagne gegen die Civilehe. Man kann dem „Reichsboten" das Zeugniß, daß er Maßhalten mit Entschiedenheit vereinigt, billiger Weise nicht verweigern. Er warnt heute die Geistlichen ebenso eindringlich davor, aus Aerger oder Trotz in das Naumann'sche Lager überzugehen, wie vor dem Rückzug in eine „verdrossene Schmollecke". Auch ein gleichgiltiges Verhalten wird den Pastoren widerrathen und ihnen vielmehr empfohlen, dem Kaiser durch eine Abordnung eine Eingabe überreichen zu lassen, worin ausgeführt wäre, daß der Monarch über die politischen Bestrebungen der Mehrzahl der Geistlichen falsch unterrichtet worden sei, und auf die Verdienste hingewiesen würde, „welche sich die evangelischen Geistlichen von Luther ab, dessen Politik der moderne Staat seine selbstständige Existenz verdankt, bis auf die deutschen Befreiungskriege im Anfange des Jahrhunderts, wo der Patriotismus sich in die deutschen evangelischen Pfarrhäuser geflüchtet hatte, aus denen er bei dem Ruf des Königs an sein Volk hervortrat, und auf das königstreue Wirken der preußischen Pastoren in der neueren Revolutions- und in der Conflictszeit herab um den Staat und speciell um den preußischen Staat erworben haben." Jedenfalls würde sich eine solche Eingabe der preußischen Pastoren — die außerpreußischen werden ja durch das kaiserliche Telegramm nicht direct berührt — schon deshalb empfehlen, weil eine den eigentlichen Zweck des Telegramms erläuternde Antwort nicht ausbleiben könnte. Noch näher läge es freilich dem preußischen Cultusminister, der durch das Telegramm in eine ganz eigene Lage kommt, eine Erläuterung der epigrammatischen kaiserlichen Kundgebung zu extrahiren. Bevor eine solche Erläuterung erfolgt, wird die Veröffentlichung des Telegramms sicherlich weite Kreise ziehen. Mehr und mehr begegnet man jetzt auch in der Presse dem gestern von uns gemachten Hinweise, daß die Verurtheilung einer jeden politischen Thätigkeit der evangelischen Pastoren diese gegenüber den katholischen Geistlichen herabdrückt.

Immer wunderlichere Blasen wirft der ehrliche Haß **Englands** gegen **Deutschland** — das Einzige, was echt ist in der Gesinnung unserer Vettern gegen uns — wogen der grenzenlosen Blamage, die es sich im Transvaal geholt hat, und an der natürlich weiter Niemand schuld ist, als Deutschland, das im Geheimen gegen England agitirt, dem Widerstand Krüger's Rückhalt verleiht und darauf lauert, die Erbschaft Albions in Südafrika anzutreten. Deutschland die Betreibung solch' schwarzer Pläne nachzuweisen, wäre für ein englisches Gemüth höchste Genugthuung, und in der That ist man den Schleichwegen der Berliner Regierung am Cap bereits dicht auf der Spur. Dem Londoner Berichterstatter des „Manchester Courier" ist es, wie schon kurz erwähnt, vorbehalten geblieben, das Gerücht zu verzeichnen, daß sich in den Händen der britischen Regierung Schriftstücke befinden, die für die deutsche Regierung ebenso compromittirend seien, wie die vom Präsidenten Krüger veröffentlichten für England. Ein Depeschenkasten Dr. Leyds bilde den werthvollen Fund, der über die jüngst zwischen Deutschland und dem Transvaal gepflogenen Verhandlungen interessanten Aufschluß gebe. Das wäre allerdings ein Schlag für die deutsche Ehrlichkeit, den wir so leicht nicht verwinden könnten; schade nur, daß Präsident Krüger einem Vertreter des Reuter'schen Bureaus gegenüber auf das Allerbestimmteste versichert hat, die Behauptung von Intriguen zwischen Deutschland und Transvaal sei nichts als leeres Geschwätz; Transvaal begehre mit Allem in Frieden zu leben. Das genügt, ganz abgesehen davon, daß der Depeschenkasten des Staatssecretairs der Südafrikanischen Republik nicht so leicht in die Hände Unbefugter gelangt sein wird, um festzustellen, daß es sich lediglich um eine Fälschung frechster Art handeln kann, wenn überhaupt die Beweisstücke je an die Oeffentlichkeit gelangen.

Zu den zahlreichen Conflicten **Englands** mit anderen Colonialmächten gesellt sich jetzt eine Controverse mit **Rußland**. Wie wir heute Morgen nach einer Meldung des „Reuter'schen Bureaus" aus Shanghai mittheilten, hat die „Russische Dampfschifffahrts-Gesellschaft", was in diesem Falle gleichbedeutend ist mit russische Regierung, ein dem Hafen Fergusson in Tschifu gehöriges Stück der Nordküste der Port Arthur gegenüberliegenden, den Eingang vom Gelben Meer zum Golf von Petschili und den Zugang zu Peking beherrschenden Halbinsel erworben, zweifellos, um dort sich eine strategisch ungeheuer wichtige Position zu schaffen. Trotz des Widerspruchs anderer Häuser in China haben die chinesischen Behörden auf Intervention der russischen Regierung dem Antrage des russischen Viceconsuls stattgegeben. Die Intimität des Verhältnisses zwischen Rußland und China muß auch ohne geschriebenen Vertrag schon sehr weit gediehen sein, wenn Letzteres nicht nur ruhig zusieht, wie der Einfluß Rußlands in Korea immer stärker wird, wenn es nicht nur gestattet, daß die sibirische Eisenbahn bei Port Arthur münden soll, sondern auch dieser Endstation unmittelbar gegenüber Rußland die Gelegenheit giebt, eine im Winter offen bleibende Landungsstelle für russische Schiffe zu erwerben. Hat Rußland einmal auf diese Weise am Stillen Ocean festen Fuß gefaßt, so ist nicht allein China selbst in seine Hand gegeben, es wird dadurch zur stärksten Macht der Ostasiatischen Welt und kann getrost mit England den Kampf um die Hegemonie in Asien aufnehmen. Es ist daher nur selbstverständlich, wenn die Nachricht des Reuter'schen Bureaus in London ungeheure Aufregung verursacht hat, zumal, wie weiter aus Shanghai berichtet wird, sechs russische Kriegsschiffe vor Tschifu liegen, woraus hervorgeht, daß die russische Regierung auf eine kriegerische Auseinandersetzung mit England gefaßt ist. Daß England Alles in Bewegung setzen wird, um vor den Thoren Pekings nicht aus dem Sattel gehoben zu werden, zeigen schon die folgenden uns heute vorliegenden Meldungen:

* **London**, 12. Mai. Eine Drahtnachricht des „Globe" aus Shanghai bestätigt die Meldung mit dem Bemerken, die russische Besitzergreifung sei allen Vertragsrechten zuwider erfolgt.

* **London**, 12. Mai. Bezüglich der Meldung aus Shanghai über die Erwerbung eines Küstenstriches in Tschifu durch die „Russische Dampfschifffahrts-Gesellschaft" erfährt das „Reuter'sche Bureau", daß die von Rußland beantragte Zustimmung der chinesischen Behörden zu der Gebietsabtretung den verbrieften Rechten der britischen Unterthanen zuwiderläuft und daß der Thatbestand zur Zeit der Prüfung der britischen Regierung unterliegt.

Feinde ringsum, kann England heute sagen, und nicht ein Freund, der auch nur einen Finger krumm machen möchte, um ihm beizustehen!

Zur **Affaire Stokes-Lothaire** ist in der „Belgique coloniale", dem officiellen Organ der Congo-Regierung, ein Artikel enthalten, der über die Freisprechung des Commandanten Lothaire und über die an England und Deutschland gezahlten Entschädigungen sich äußert. Der Artikel feiert Lothaire in überschwenglicher Weise und ist mit dessen Freisprechung vollständig einverstanden. Es handele sich nicht darum, festzustellen, ob Lothaire Stokes gegenüber unregelmäßig verfahren ist, sondern ob diese Unregelmäßigkeiten ein Verbrechen oder Vergehen bilden. Stokes wird im schlimmsten Lichte als ein Abenteurer hingestellt, welcher die Sicherheit des Congostaates bedrohte und auf Grund des Kriegsrechts verurtheilt worden ist. Wenn der Congostaat an England und Deutschland Entschädigungen zugebilligt hat, so that er es „aus Willfährigkeit", weil er anerkannte, daß nicht alle Formen beobachtet worden sind, nicht aber, weil er irgend eine Schuld Lothaire's anerkannte. „Man fragt sich aber nur, wie solche Freibeuter-Expeditionen, wie die Stokes'sche, sich hat bilden, vorbereiten und ausführen lassen können in Nachbargebieten des Congo. Ist es nicht ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß man sieht, wie in nahen Zwischenräumen Einbrüche mit bewaffneter Hand sich bald am Congo, bald am Transvaal organisiren? Es ist das eine Erscheinung, über die die öffentliche Meinung in England sich erregen sollte. Anstatt erlogene Geschichten, wie die von der Cultur-Mission eines Stokes, von der ritterlichen Edelmüthigkeit eines Jameson anzunehmen, thäte sie besser, solche Abenteurer zur Rechenschaft zu ziehen." Mit einem heftigen Angriff auf die Aufhetzerei der englischen Presse in der Angelegenheit Stokes vor und nach dem Urtheilsspruche des Gerichtshofes in Boma schließt der Artikel, welcher auf alle Fälle Eines klarstellt: die Hetzerei gegen Deutschland und England wegen der Entschädigungen hat keinen ernsten Boden, denn die Congoregierung erkennt an, daß das Verfahren gegen Stokes ein unregelmäßiges war. England und Deutschland mußten daher eine Entschädigung erhalten: das erstere für die Familie Stokes', das letztere, weil die zur Stokes'schen Karawane gehörigen, aus den deutschen Schutzgebieten stammenden Träger durch den Tod des Stokes geschädigt worden sind.

Feuilleton.

Die Tochter des Millionärs.

11] Roman aus dem Englischen von L. Bernfeld.

(Nachdruck verboten.)

Er sah so aufgeregt, so sonderbar aus — seine Sprache war fieberhaft erregt — die überschwänglichen Worte berührten Trixie unangenehm. Er hatte ihre Hand erfaßt und sie mit sich fortgezogen. Sie konnte ihn durchaus nicht begreifen, er war doch vorher so wenig liebenswürdig gewesen, wie kam es, daß er, nachdem sie ihn verlassen, plötzlich von einer so übertriebenen Zärtlichkeit für sie ergriffen wurde?

„Hier ist meine Thür, aber ich muß Sie ernsthaft bitten, mir nicht weiter zu folgen", sagte Beatrix, sich gewaltsam von seiner Hand frei machend.

„Nein, gewiß nicht, meine Theure, ich werde geduldig warten, aber bitte, beeilen Sie sich!"

Trixie trat in ihr Zimmer. Sie war bestürzt, beunruhigt durch Philipp's ungewöhnliches Benehmen und so gepeinigt von dem Gedanken, daß man sie und Philipp hier bemerken könnte, daß sie in aller Eile die Steine von ihrem Halse löste und dieselben auf ihren Toilettentisch legte. Hastig suchte sie ihre Schlüssel, die sie in der Aufregung, in der sie sich befand, nicht finden konnte; Kareline hatte in der Eile Alles in bunter Unordnung liegen gelassen, Handschuhe, Spitzen, Bänder lagen auf dem Tische wirr durcheinander. Da Beatrix die Schlüssel in dem Chaos nicht fand und es nicht wagte, länger zu zögern, warf sie den Schmuck hastig in eine offenstehende Schublade des Toilettentisches und kehrte dann eilig zu Philipp zurück.

Als sie Beide wieder unten angelangt waren, sagte Philipp zu ihr: „Sie haben sehr wenig Zeit gebraucht, Beatrix, um die Brillanten abzulegen, ich hoffe, daß Sie dieselben sicher aufbewahrt haben?"

„Nein, das habe ich eigentlich nicht gethan!" antwortete sie leichthin, „mein närrisches Mädchen hatte Alles in wüster Unordnung verlassen, ich konnte trotz allen Suchens meinen Schlüssel nicht finden und habe daher das Halsband in den obersten Kasten meines Toilettentisches unter meine Taschentücher gesteckt."

„Sie sorgloses Kind!" sagte Philipp lachend. „Man sollte Ihnen eigentlich gar nicht so werthvolle Schmucksachen anvertrauen, wenn Sie in dieser Weise damit umgehen. Nun, wir wollen hoffen, daß das Halsband sicher verwahrt ist."

Als sie die Halle betraten, kam ihnen der Graf von Sanfoine entgegen, der sich vergeblich nach seiner Tänzerin umgesehen hatte. Der Tanz war schon in vollem Gange.

„Ah da sind Sie ja, gnädiges Fräulein, ich habe Sie vergeblich gesucht. Aber wo in der Welt waren Sie Beide denn?"

„Miß Hopley wünschte ein Glas Wasser, und ich führte sie daher nach dem Speisezimmer," erwiderte Philipp ruhig, und obgleich Beatrix die fertige Entschuldigung nicht unangenehm war, so hielt sie doch diese Lüge für überflüssig. Es würde gewiß besser gewesen sein, gar nichts zu sagen.

„Die Plätze sind nun alle eingenommen, Miß Hopley; es ist zu spät zum Tanz, wir finden kein vis-à-vis mehr", sagte Sanfoine zu Beatrix, als sie an seinem Arm durch die Halle schritt.

„Das thut mir sehr leid, Herr Graf, wenn Sie wünschen, gebe ich Ihnen statt dessen einen anderen Tanz!"

„Ich bitte sehr darum, Miß Hopley, aber außerdem möchte ich Sie für den Rest dieses Tanzes um Ihre Gesellschaft bitten, wir wollen in das kleine Bibliothekzimmer gehen, man kann hier in diesem babylonischen Gewirr sein eigenes Wort nicht verstehen." Er führte sie bei diesen Worten in ein kleines Zimmer, welches am äußersten Ende der Halle lag.

„Ich möchte Sie gern sprechen, Miß Hopley", sagte der Graf nachdrücklich. Beatrix hätte sich dieser Unterredung gern entzogen und lieber mit ihm getanzt, denn Trixie ahnte, was der Graf ihr sagen wollte. Sie irrte sich nicht. Ehe fünf Minuten verstrichen waren, hatte der Graf von Sanfoine Herz und Hand und Alles, was er sein nannte, Beatrix zu Füßen gelegt. Es wäre unmöglich gewesen, den Strom seiner Beredsamkeit zu hemmen. In einem Athem sprach er von der aufrichtigen Zuneigung, die er für sie fühlte, von seinem alten aristokratischen Namen und dem Stammschlosse seiner Familie im Norden Englands, wo seine alte Mutter lebte, die sehnsüchtig darauf harrte, Beatrix als Tochter zu bewillkommnen.

Obgleich der Graf Beatrix anfänglich nur ihres Geldes wegen zu heirathen gewünscht hatte, war er doch im Laufe der Zeit von ihren persönlichen Reizen nicht unberührt geblieben, und hegte eine aufrichtige Zuneigung für sie.

Aber Beatrix hatte instinctiv gelernt, die Welt jetzt mit anderen Augen anzuschauen, der erste Hauch der unberührten Einfachheit des jungen Mädchen war vorüber, und die Erfahrungen der letzten Zeit hatten sie gelehrt, argwöhnisch zu sein. Sie fragte sich, weshalb dieser Mann, der zu den vornehmsten Classen der Gesellschaft zählte, so eifrig bedacht sei, sie zu heirathen. Sie war nicht aus seinem Stande, keine anerkannte Schönheit, und hatte ihm niemals, weder durch einen Blick, noch ein Wort, die geringste Aufmunterung zu Theil werden lassen. Ihre ersten Worte, als er ihr endlich Gelegenheit gab, zu sprechen, machten den kleinen Herrn nicht wenig bestürzt.

„Aber ich bin die Tochter eines Seifensiederß, Herr Graf!"

Es war eine unumstößliche Thatsache. Der Graf stammelte verlegen „hm" und „ha", aber er wußte nicht, was er darauf erwidern sollte.

Trixie blickte, über seine Verlegenheit lächelnd, zu ihm hin. Was hatte sie so verändert, wodurch war dieses Mißtrauen in ihre offene, ehrliche Natur gekommen.

„Herr Graf," sagte sie endlich, „ich habe Sie gern, wirklich gern! Sie sind offenbar eine aufrichtige, ehrliche Natur, und man kann in unserer Zeit nur dankbar sein, wenn man einem solchen Menschen begegnet. Bitte, sagen Sie mir offen die Wahrheit! Weshalb, um Alles in der Welt, wollen Sie gerade mich heirathen? Sie sind von so vornehmem Stande, wie Sie sich eben die größte Mühe gegeben haben, mich zu versichern, Ihr Geschlecht hat seit Generationen nur unter den edelsten Familien geheirathet, und ich, ich bin nur die Tochter eines einfachen Bürgers. Mein Vater hat in dem Geschäft, welches jetzt sein eigenes ist, als einfacher Arbeiter geschafft. Weshalb wollen Sie von Ihrer Höhe so weit herabsteigen und ein Mädchen aus dem Volke zur Gräfin von Sanfoine machen? Thun Sie es meines Geldes wegen?"

„Miß Hopley, in meinem ganzen Leben habe ich noch nicht gehört, daß eine Dame eine solche außergewöhnliche und verwirrende Frage an einen Mann richtet, der ihr seine Hand anträgt."

Trixie fing an, mehr amüsirt, denn peinlich berührt von der Unterredung zu sein.

„Das ist aber keine Antwort, Herr Graf!" rief Trixie, ihn unbefangen zulächelnd. „Gestehen Sie offen und ehrlich: Sie lieben mich nicht, wissen auch nicht, daß ich Sie nicht liebe."

„Ich schwöre, daß ich Sie anbete;" rief der Graf leidenschaftlich. „Und warum sollten Sie mit der Zeit nicht lernen, mich zu lieben?"

„Weil ich einen Anderen liebe!"

„O! — Aber, Miß Hopley, heutzutage wissen die jungen Damen Rang und Titel zu schätzen, und ich darf wohl sagen, daß eine Grafenkrone einem jungen Mädchen gewöhnlich nicht zwei Mal angeboten wird. Ist Ihnen nichts daran gelegen, Gräfin zu werden?"

„Nicht im Mindesten! Wenn Sie ein Handwerker wären und ich liebte Sie, so würden Ihre Aussichten günstigere sein."

„Ich beneide die Handwerker!" seufzte der Graf nach einer kleinen Pause.

Die Unterredung war zu Ende — und ebenso der Tanz. Sanfoine erhob sich und Trixie seinen Arm bietend, führte er sie in den Tanzsaal zurück.

„Ich werde morgen abreisen," flüsterte er ihr zu, als sie durch den Saal schritten, „ich bin nur Ihretwegen hergekommen. Bei meiner Ehre, Miß Hopley, obgleich ich gestehe, daß es das Geld war, welches mich zuerst veranlaßte, mich Ihnen und Ihrem Vater zu nahen — Sie erinnern sich, als der alte Mayblow mich bei Ihnen einführte — habe ich doch während der Zeit unserer Bekanntschaft gelernt, Sie zu schätzen und zu lieben?"

„Herr Graf," sagte Trixie zu ihm mit einer plötzlichen, unendlich süßen Schüchternheit, die ihm ins Herz drang. „Nehmen wir einmal an, Sie hörten, mein Vater wäre ruinirt und ich ein armes Mädchen, „Saparo" eine abgethane Sache, die von anderen Erfindungen überflügelt worden, würden Sie in diesem Falle wohl auch noch wünschen, mich zu heirathen?"

Ihre treuen, ehrlichen Augen, rein und klar wie diejenigen eines Kindes, blickten ihn ernst und fragend an. Sanfoine erröthete bis zu den Schläfen hinauf und schwieg.

„Mein Gott, kann denn kein Mann die Wahrheit bekennen?" rief Beatrix schmerzlich bewegt aus. „Warum sprechen Sie nicht, wollen Sie meine Frage nicht offen beantworten?"

„Miß Hopley, da Sie es wünschen, will ich es thun. Ich achte Sie — nein, ich liebe Sie, wie ich niemals geglaubt habe, ein Mädchen lieben zu können — aber ich muß Ihnen gestehen, daß mir meine Verhältnisse die Heirath mit einem armen Mädchen verbieten würden."

Er wagte es nach diesem entsetzlichen Bekenntnisse nicht, die Augen zu ihr aufzuschlagen. Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen, Beatrix' Hand lag unbeweglich auf seinem Arm. Plötzlich tönte eine süße, liebliche Stimme in sein Ohr:

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, Sie sind ein Ehrenmann. Wenn ich jemals in meinem Leben einen wahren, aufrichtigen